



(3)

## Die verheirathete Stadt.

Eine heitere Spindubengeschichte von  
Karl Ettlinger.

Copyright by Georg Müller  
Verlag A.-G. München.

Nach zwanzigjähriger Abwesenheit sah er seine Heimat wieder, diese Heimat, die er in der ersten Zeit seines Fernseins öfter als einmal ein „gottverfluchtes Kaffernest“ gescholten hatte, und nach der er sich später doch manches Mal so heiß gesehnt hatte, daß er ohne Besinnen eine Tausenddollarnote geopfert hätte, nur um fünf Minuten lang wieder durch die Straßen bummeln zu können.

Einfach jenseitlich war es damals gewesen, als er eines Morgens in Philadelphia auf dem Fußboden vor seinem Bett erwacht war, weil er im Traum wieder den Sandhaufen im Garten seines Vaters mit hurtigem Hosenboden heruntergerodelt war. Eine geschlagene Viertelstunde hatte er damals nach dem Erwachen auf dem Bettvorleger gesessen, die dicken Tränen kugelten über seine dicken Wädhchen in den struppigen Bart, denn er hatte keine Zuschauer und brauchte sich keinen Zwang anzutun, sein pompöses Wädhlein hob und senkte sich im Rhythmus des Schluchzens, und wer weiß, wie lange er noch so gehockt hätte, wäre nicht die Haushälterin mit dem Morgentasse ins Zimmer getreten. Worauf Eduard einen Filzpantoffel nach ihr warf und hierdurch sein seelisches Gleichgewicht wieder herstellte.

Als Eduard Bohnkraut vor zwanzig Jahren als Zwischendeckpassagier nach Amerika ausgewandert war, bestand sein ganzes Reisegepäck in einer Pappschachtel und einem derben väterlichen Fluch. Der alte Bohnkraut, ein noch drohlicherer Sonderling als sein einziger Sohn, hatte geschworen, er werde keinen Pfennig mehr an die Gläubiger dieses Bengels bezahlen, ihm sei es wurscht, was aus dem Mißratenen werde, der nur durch eine Dixerrei des Satans in seine Familie und somit in die schöne dreistöckige Villa, Höhenstraße 74, geraten sein konnte.

Freilich hatte es Eduard ein bißchen toll getrieben. Wäre das Sprichwort im Recht, demzufolge die Liebe und der Sufß den Menschen uffreiben, — der damals noch schlaute Eduard hätte längst bis auf die Nasenspitze aufgerieben sein müssen.

Aber Sprichwörter dienen bekanntlich nur dem Zweck, allgemein anerkannte Unwahrheiten in eine handliche Form zu kleiden.

Eduard landete, nachdem er seine Lebenserfahrungen um sämtliche Stadten der Seerkrankheit bereichert hatte, in New York, und da er in etlichen Romanen gelesen hatte, daß man es in Amerika mit Leichtigkeit vom Schuhputzer zum Milliardär bringt, beschloß er, Schuhputzer zu werden.

Aber sei es nun, daß er die falschen Stiefel erwischt oder daß er die falschen Romane gelesen hatte, das Geschäft lohnte sich nicht.

Er erkannte, daß zwischen einer Wichsbürste und dem Sädel des Fortunatus ein grotesker Unterschied besteht, und als sein rechter Ellbogen aus dem Ärmel hervorzugucken begann, faßte er einen zweiten Entschluß: er schrieb seinem Vater nach Bredendorff (Europa) einen Brief.

Er setzte darin dem alten Herrn auseinander, daß es ihm peinlich sei, fremde Menschen anzupumpen, erstens aus solidem Grundsatze, zweitens weil er da nichts bekäme, und daß er es vorzöge, sich an Papa zu wenden. Er verlange nichts umsonst, er biete ihm vielmehr seine Firma, bestehend aus einer ziemlich lahlköpfigen Schuhbürste und einer leeren Wichsdose, zum Kauf an. Für tausend Dollars sei das Unternehmen feil, und es sei eine nie wiederkehrende Gelegenheit. Und er hoffe, daß Papa sich dieses Geschäft nicht entgehen lasse, da er sonst gezwungen sei, mittels eines ausführlichen Inzerats im „Bredendorfer Tageblatt“ einen anderen Käufer zu suchen.

Umgehend traf die verlangte Summe ein, begleitet von einer erneuten Verfluchung.

Den Fluch warf Eduard in einen Kanalisationschacht, für die tausend Dollars kaufte er sich im Süden ein Stück Land und ein paar Stück Vieh. Die Schuhbürste sagte er entzwei, legte sie in die Wichsdose und schickte sie seinem Vater.

Diesmal hatte Eduard Glück. Das Rindvieh vermehrte sich, was ja eine Haupteigenschaft allen Rindviehs ist, das Land vergrößerte sich, Edis Figur fing an, sich zu runden.

Leider hatte der Abstinenzbund dort unten keine Filiale. Der Branntwein wäre den Jahresbilanzen Eduards sicherlich auf die Dauer gefährlich geworden, wäre dieser Glückspilz nicht eines Tages zu der Erkennt-

nis gelangt, daß das Trinken von Brauntwein zwar eine Gottesgabe ist, der Verkauf solchen Getränkes aber noch weit, weit herrlicher. Wiederum verkaufte er seine Firma, wieder mit üppigem Gewinn, zog nach Philadelphia und eröffnete eine Schnapstneipe.

Jetzt wachte Eduard die Kehlen seiner Gäste, und das rentierte sich trefflich.

Zwölf Jahre hatte Europa nichts mehr von ihm gehört. Da packte er eines Morgens nach Geschäftsschluss — denn bei ihm schloß das Geschäft immer erst morgens — eine Tausenddollarnote in einen Briefumschlag, holte einen Bogen weißen Papiers unter dem Schanztisch hervor, spuckte solange in das Tintenfaß, bis sich der darin befindliche schwarze Knollen in Tinte auflöste, und ließ einen Brief los.

Daraus, daß er ihm die tausend Dollars zurückschickte, konnte sein Vater ersehen, daß er noch reichlichen Vorrat an solchen angenehmen Papiertchen haben müsse. Den Fluch könne er ihm leider nicht mehr zurückschicken, da er ihn verlegt habe. Aber auch, wenn er ihn zurückschicken könnte, würde er es nicht tun, denn dieser Fluch habe ihm Segen gebracht. Und er dankte noch nachträglich herzlich dafür.

Soweit er sich erinnern könne, seien sie damals nicht in bestem Einvernehmen geschieden, einer von ihnen beiden müsse Schulden gehabt haben oder so etwas Ähnliches. Aber da er der Jüngere und daher der Geschicktere sei, schlage er vor, Steppengras über die Gesichte wachsen zu lassen und sich wieder auszusöhnen. Verheiratet sei er nicht und gedenke auch nicht, solche Dummheiten zu machen. Und die Schuhbürste gehöre jetzt, da er die tausend Dollars zurückzahle, natürlich wieder ihm. Er habe manchmal ekelhafte Sehnsucht nach dem alten Herrn, und ob die Bredendorfer noch solche Heuschrecken seien, wie früher?

Sieben Wochen später gab es in Eduard Bohnkrauts Kneipe für die Stammlundschaft Freischnaps und der Kneipenvater zog alle paar Minuten einen Brief aus der Hosen-tasche, um ihn zu lesen, worauf er dann jedesmal göttlästerlich grob wurde, um seine Rührung zu verbergen.

Seitdem schwammen in regelmäßigen Zwischenräumen Briefe von Philadelphia nach Bredendorf und von Bredendorf nach Philadelphia. Aber Freischnaps gab es keinen mehr.

Der alte Bohnkraut berichtete getreulich, wie die Rosen, Blattläuse und Salatkäpfe in seinem Garten gediehen, er überlegte schriftlich mit seinem Sohne, wie er wohl am besten seine Villa neu anstreichen ließe — Edi riet zu Spinatgrün mit knallgelben Tupfen, damit die Bredendorfer ein Unterhaltungsthema hätten —, er bat seinen Jungen, ihm zu Weihnachten doch wieder eine Flasche von dem gelben Whisky zu schicken, meldete, daß neulich einen der alten Gläubiger Eduards der Schlag getroffen habe (was Eduard um zehn Jahre zu spät fand), und man merkte allen diesen Briefen an, wie der alte Herr bei diesem Briefwechsel wieder auflebte.

Eine Einladung, über das große Wasser zu kommen und den Whisky an der Quelle zu probieren — „Zum Einkaufspreis, will nichts an Dir verdienen, alter Herr!“ — lehnte er freilich ab.

In dieser Zeit begann Eduard Bohnkraut von seiner Heimat zu träumen.

Bis dann einer der Briefe plötzlich eine ganz ungewohnte zitterige Handschrift aufwies. Denn der gute Papa hatte einen Schlaganfall erlitten.

Und ein halbes Jahr später kam ein Brief von einem Rechtsanwalt Meier III, in dem zu lesen stand, der gottselige Herr Privatier Anton Bohnkraut sei vor acht Tagen kauft im Herrn entschlafen, und er, Rechtsanwalt Meier III, frage höflichst an, ob Herr Bohnkraut die anfallige Erbschaft, bestehend aus 71.314 Mark und 16 Pfennigen in bar und Effekten, sowie dem dreistöckigen Gebäude Villa Sonnenstrahl, Höhenstraße 74, antrete? Das Haus sei zurzeit nur noch von dem alten Hausmeister Friedrich Quickborn bewohnt, und er mache höflichst darauf aufmerksam, daß am nächsten 1. April 800 Mark für Hypothekenzinsen fällig seien. Er habe das Vergnügen gehabt, dem gottseligen Herrn Papa bisher als Vermögensverwalter und Rechtsbeistand gedient zu haben, und er würde es sich zur Ehre anrechnen, auch mit dem Vertrauen des Herrn Sohnes auszeichnet zu werden. Und es schreibe noch ein Prozeß gegen den Hausnachbarn wegen dessen bissigen Hundes. Er läse einer geschätzten Rückantwort mit Interesse entgegen und außerdem sei er mit vorzüglicher Hochachtung der Rechtsanwalt Meier III.

Diesen Brief hatte der Anwalt in einer Sprache abgefaßt, die er für Englisch hielt. Eduards erster Gedanke war, seine alkoholische Goldgrube zu verkaufen und in die Heimat überzusiedeln. Einen Käufer zu finden, hätte nicht schwer gehalten. Aber bald

verwarf er den Plan wieder. Nicht sein Vaterland, wohl aber sein Bankkonto mußte noch größer sein. Wenn er nach Bredendorf zurückkehrte, so mußte er dort in Verhältnissen leben, daß ihm die ganze Einwohnerschaft samt Kurgästen und hohen Behörden den Budel herunterrutschen konnte.

Und so antwortete er, nachdem er sich viele Wochen Zeit zur Ueberlegung gelassen hatte, Herrn Meier III, es habe ihn außerordentlich gefreut, seine schriftliche Bekanntschaft gemacht zu haben, und die Erbschaft träte er an. Oder ob der Herr Rechtsanwalt vielleicht das Gegenteil geglaubt habe? Da Bargeld und die Effekten möchten auf der Bank liegen bleiben, die Hypothekenzinsen seien jeweils davon abzuheben, dem Hausmeister Friedrich Quickborn werde er persönlich schreiben, und der Hund des Nachbarn sei mit einem dicken Holzprügel totzuschlagen. Für die Kosten käme er auf.

Im übrigen sei er ein geborener Deutscher und beantrage daher, daß Meier III künftig Briefe an ihn in deutscher Sprache abfasse, welche Mühe er sich aber auch sparen könne, da er persönlich in absehbarer Zeit nach Bredendorf hinüberzuziehen werde, und nach dem Rechten zu sehen. Und er verbleibe mit herzlichem Profit der ergebene Bohnkraut, Besitzer eines Salons in Philadelphia.

(Fortsetzung folgt.)

### Die geflickte Hose.

In unserer Schule war ein Knabe armer Eltern, der trug eine Hose, die war so vielfarbig geflickt, daß wir alle unsern tollen Spaß daran hatten. Und immer wenn man glaubte, jetzt sei es zu Ende, jetzt komme endlich einmal eine neue Hose, dann saß plötzlich wieder ein großer brauner Fleck darauf, und alle diese kleinen Flecken ringsumher schienen mit neuem Mut in die Zukunft zu sehen — so wie in einem verzweifeltsten Volke, wenn plötzlich ein großer und tapferer Staatsmann die Zügel ergreift. Nach der Heimkehr von den Ferien war es unser festliches Vergnügen, im Schulhof Müllers Hose zu besichtigen, und großes Gelächter hörte man erschallen, wenn sie inzwischen bunter geworden war.

Wie schäme ich mich heute dieses Gelächters! Es war ja nicht böse gemeint — aber so unendlich dumm und gedankenlos. Wir sahen nur die bunten Flecken, aber nicht das, wovon sie erzählten: eine ganze Welt von sorgender Mutterliebe, durchwachter Nachtstunden und gewiß auch viele Tränen darüber, daß die ganze mühsame Flickerei doch nur etwas zustande brachte, worüber der Sohn in der Schule ausgelacht wurde. Mit welcher ärmlichen Geldsumme mußte die Mutter wohl den ganzen Haushalt bestreiten und wie ängstlich mag sie genährt haben, damit die Hose noch ins neue Jahr hinein halte! Wieviel tausendmal mehr wert war diese Hose als das schönste und modernste englische Beinleid mit seinen tadellosen Falten! Habt ihr einmal davon gehört, daß man heute oft Hunderttausende von Franken bezahlt für ein Gemälde von alten Meistern, die oft gar nicht richtig zeichnen konnten, aber dafür soviel Liebe und Andacht in ihre Bilder legten, daß man noch heute, nach vielen Jahrhunderten, ganz warm und innig davon berührt wird? Nun — Müllers geflickte Hose war auch so ein Kunstwerk, und ich würde heute viel Geld dafür geben, wenn sie zum Verkauf ausgesetzt würde, und an der Tafel würde ich sie aufhängen wie

eine Wandkarte und auch mit dem Kartenstod die wunderbare Züchtigkeit der Mutterliebe zeigen, wieviel Nachdenken, wieviel Fürsorge da hineingearbeitet ist in dieses ärmliche Stück Zeug, soviel, daß es selbst der erste Schneider von Paris nicht nachahmen könnte, sondern ausrufen müßte: Soviel Geduld hat kein Schneider und keine Maschine, das kann nur eine Mutter!

Dann würdet ihr begreifen, wieviel Dummheit dazu gehört, über solch eine Hose zu lachen! Wer sie zu flicken vermag, das kann kein gewöhnlicher Mensch sein: Müllers Mutter war sicher eine außergewöhnliche Frau, und ich verdanere nachträglich nur, daß wir Müller nie um die Erlaubnis gebeten haben, sie zu besuchen.

Wenn ihr einmal einen Knaben mit einer geflickten Hose trifft, der sich über das Lachen seiner Kameraden schämt, so ruft ihm zu: „Du, sei stolz auf deine Mutter, du trägst ja die kostbarsten Hosen der Welt!“ — Ist das nicht wahr? Ist nicht Mutterliebe hineingewebt, und ist das nicht weit vornehmer und schöner, als wäre sie golddurchwirkt?

### Hören die Insekten?

Neue Untersuchungsergebnisse.

Bei sehr vielen Tieren sind wir bis heute nicht in der Lage, den Sitz ihrer Sinne anzuzeigen oder mit Sicherheit zu behaupten, daß ihnen keiner der uns bekannten Sinne fehlt. So ist es erst ganz neuerdings gelungen, einwandfreie Untersuchungen über das Gehör der Insekten anzustellen. Prof. Regen gebührt das Verdienst, die bisherigen Vermutungen auf diesem Gebiete zur Gewißheit erhoben zu haben. Seine Untersuchungen erstreckten sich hauptsächlich auf die Feldgrille, bei der wir heute mit Fug und Recht von Hörgorganen sprechen können. Bei ihr trifft das Wort buchstäblich zu, daß sie auf ihren Ohren sitzt, denn ihre Hörgorgane befinden sich an den Unterschenkeln. Man bezeichnet sie mit dem Ausdruck „Tibial“ (Unterschenkelorgane, der noch aus der Zeit stammt, da man mit die-

sen Einrichtungen des Insektentörpers nicht anzufangen wußte.

Daß die Grillen tatsächlich hören können, dafür spricht ja auch, daß die Grillenmännchen musizieren und eine solche Lauterzeugung ja nur dann Sinn, wenn sie vom Partner aufgenommen werden kann. Wenn das Grillenmännchen sich als eifriger Musikant produziert, d. h. emsig die Schrillesiten seiner Flügeldecken aneinanderreibt, dann bietet es einen Klang genutz, der, der gar nicht für unser Ohr bestimmt ist, sondern, der den liebeshungrigen Grillenweibchen als sicherster Wegweiser dienen soll. Regen setzte in einem Versuchsfelde 1000 Grillenweibchen aus, deren Wohnungen in zehn konzentrischen Kreisen um den Mittelpunkt des Feldes lagen. Einige Männchen hausten in der Mitte des Feldes. Zum Teil wurden ihre Hörorgane entfernt, um festzustellen, wie sich die Weibchen solchen gänzlich „unmusikalischen“ Gesprochen gegenüber verhalten würden. Um aber Leid und Freud' recht gleichmäßig zu verteilen, mußten sich auch eine Anzahl Weibchen einer Operation unterziehen. Die Hälfte von ihnen blieb unbehelligt, einer Anzahl aber hat man die Hörgorgane entfernt, einige mußten sich auch gefallen lassen, ihre Fühler am Altar der Wissenschaft zu opfern, weil ja bekanntlich bei Insekten der Fühler der Sitz zahlreicher Sinnesorgane ist. Nun baute man noch eine besonders raffinierte Versuchseinrichtung. Die Wohnungen der Männchen, die sich in der Mitte des Feldes befanden, wurden mit richtigen Fangapparaten umstellt. Man war dadurch in der Lage, jedes liebesüchtige Weibchen, bevor noch zu seinem männlichen Partner gelangt konnte, abzufangen. Nun muß man die Dauer bewundern, mit der die Weibchen Ziel ihrer Sehnsucht strebten. Unter 728 Weibchen befanden sich Weibchen, die mitunter schon fünfmal in die Falle ginaen. Aber nur drei zeigten sich solche Ergebnisse, wenn das Männchen seine Rippen, das Weibchen seine Hörgorgane besaß. Bis auf eine Entfernung von 10 Metern vermag sich nach diesen Versuchen ein Weibchen

auf die Schallquelle richtig zu orientieren und wandert schnurgerade auf sie zu. Die Fühlerentfernung zeigte sich ohne jeden Einfluß auf die Orientierungsfähigkeit. Zene Weibchen, deren Hörerichtungen zerstört wurden, erwiesen sich dem Liebeswerben völlig unemp-

findlich, so daß also das Zirpen der Grillenmännchen einen besonderen Sinnerreiz darstellt, als dessen einziger Empfänger die Tympanalorgane des Weibchens zu gelten haben, die man zwanglos als Hörorgane bezeichnen kann. E. A.

## Rom im Jubiläumsjahr.

Von Max Winter.

Wenn man, gedrängt und geschoben von der Menge, seine fünf Lire in der Hand, Einlaß in die vatikanische Bibliothek begehrt und von der Karabinieris in Zucht gehalten wird, bis das Gedränge an der Kasse wieder verebbt und für neue Ankömmlinge Platz gemacht ist, da bekommt man langsam einen Begriff davon, was für ein großes Geschäftshaus man betritt, wenn man seinen Fuß in den Vatikan setzt. Und wenn man durch die herrlichen Säle der Bibliothek wandert, durch die verschiedenen Galerien, wenn man die Gemächer sieht, die Päpste in längst vergangener Zeit bewohnt haben, und wenn man in allen diesen Räumen immer wieder sieht, wie alle Welt vor der Macht des Vatikans ihre Verbeugung macht, wie der orthodoxe Zar Alexander I. dem Papste ein Taufbecken aus kostbarem Malachit zu Füßen legt, wie der protestantische Wilhelm I. von Preußen drei Brunnenbasen zur Erhöhung des päpstlichen Machtgefühls beisteuert, wie der Aethiobe von Aegypten, der Diener des Propheten Mohammed, eine Riesenvase aus Mabafter formen läßt, um durch sie zu sagen, wie hoch auch er die Macht der römischen Firma einschätzt, wenn man sieht, wie die ganze Kontinenz dem jeweiligen Chef des größten Hauses der Branche, dem Chef des Vatikans, huldigt, dann bekommt man langsam eine Vorstellung davon, wie bewußt Rom, dieses Rom, dieses Zentrum der katholischen Macht diese seine Macht zu nützen verstanden hat. Es ist erdrückend viel, was einem da in einem kurzen zweistündigen Rundgang von dem kundigen Führer gezeigt wird, so viel, daß man auch das Wichtigste davon nur mit Auswohl verzeichnen kann, denn sonst müßte man den Inhalt einer ganzen großen internationalen Bibliothek abschreiben, die über diese Bibliothek des Vatikans bereits geschrieben und veröffentlicht ist. Mehr als eine Million Bände birgt diese Bücherei des Vatikans, der Pius VI. die Räume geschaffen hat.

Es sind hohe Hallen, reich an Schmuck und in ihrer Einrichtung. Und immer wieder begegnen wir in jedem dieser vielen Säle in Glas-schränken besonderen Kostbarkeiten, der größten und der kleinsten Bibel in dem einen, einer Holzmeterbiden Bibel von entsprechenden andern Mäßen, um ihr noch die Buchform zu sichern, und auf ihr liegend eine 3 Zentimeter lange, 2 Zentimeter dicke Bibel, die nicht nur das Alte und das Neue Testament von Menschenhand geschrieben enthält, sondern nach den Worten unseres Führers auch noch die Lebensgeschichte des heiligen Franziskus. Es ist ein Wunderwerk menschlicher Geduld. Denn so wie diese Bibel und mit einer Lupe lesbar ist, so konnte sie auch nur mit einer Lupe geschrieben werden. Welche Kustofertigkeit eines unbekanntem Menschen, wahrscheinlich eines Mönches!

### Mönchsknochen als Dekoration.

Ueberhaupt diese Mönche! Was sind das für autarkische Wesen! Rom wimmelt jetzt von ihnen auf Schritt und Tritt begegnet man Mönchen, Priestern und Nonnen, und ich, die es werden wollen. Auch Kapuziner sieht man unter ihnen. Diese mögen recht eigenartige

Gefühle haben, wenn sie auf ihrer Rundreise durch das katholische Rom auch in die Kapuzinergruft kommen und dort sehen, daß aus den Gebeinen von viertausend Kapuzinern so eine Art von Jagddekoration geschaffen wurde. So wie große Jagdherrn ganze Säle, ja ganze Häuser mit den Gebeinen, Knochengeriäten und ausgestopften Körpern ihrer Opfer füllen, so ist hier ein mittelalterlicher Papst auf den Einfall gekommen, die Gebeine der viertausend auf dem Kapuzinerfriedhof bestatteten Brüder dieses Ordens ausgraben und sortieren zu lassen. Mit diesem „Material“ hat er dann die Kapuzinergruft zu dem schaurigsten Denkmal menschlicher Entartung ausstatten lassen. Wie sonst Holz, sind hier an den Wänden die Gebeine der Kapuziner geschnitten und darüber die Schädel zu Bergen gehäuft. In diese fast essentleien Knochenwände sind aber vierundzwanzig Nischen gefügt, aus deren jeder dem Beschauer ein mumifiziertes, das heißt zur Mumie eingetrocknetes Menschensteile, gehüllt in das braune Kleid der Kapuziner, entgegentritt. Um das Bild des Schaurigen zu vollenden, sind im ersten Saal auch drei Kindersteile sichtbar. Eines dient als Totendekoration und zwei Kindersteile sind symmetrisch in der Mitte der dem Beschauer gegenüberliegenden Wand angeordnet. Alle drei Steile sollen die Steile der Kinder des Papstes Urban VIII. sein. So sagte wenigstens der Fremdenführer, und als eine naive Kompilgerin ihn fragte: „Ja, gibt es denn das, daß ein Papst Kinder hatte?“, sagte der Fremdenführer ebenso einfach: „Die Päpste waren doch auch Männer.“ Im zweiten „Jagdzimmer“ wird man durch aufgeworfene Gräber und Holzkreuze, die darin stecken, daran erinnert, daß es doch Menschen waren, denen diese Grabstätte von einem Führer der katholischen Christenheit errichtet wurde. Was mag ein auswärtiger Kapuziner doch für Gefühle haben, wenn er diese Gruft betritt? Wenn sie da nicht aus der Kutte springen, sind sie wirklich gute Kerle.

### Franz Josef und seine Schafherde.

Doch zurück in die vatikanische Bibliothek, von der uns der fleißige Mönch, der die kleinste Bibel und dazu die Legende vom heiligen Franziskus in Lepenschrift niederlegte, in die Kapuzinergruft entführt hat. Da bekam Leo XIII. zu seinem Papstjubiläum unter diesen andern Geschenken auch die Schlüssel zur Peterskirche in Gold und Platin ansgeführt. Die Priester dieser Kirche hatten sie ihm geschenkt. Der alte Kaiser Franz Josef griff tief in den Sad seiner Wälder und schickte dem Papst einen wunderbar ansgeführten Hirten, der seiner Schafherde mit dem Krummschab des Hirten voranmarchiert — ein herrliches Kunstwerk, ansgeführt in gediegenem Gold. Die Gestalt des Hirten ist etwa ein Viertelmeter hoch. Eine spanische Herrschaft schickte dem Papste das Haus, in dem der heilige Franziskus geboren ist, in Platin ansgeführt. Das Haus hat gewaltige Maße. Es ist vielleicht ein Drittelmeter hoch. Katholische Damen von Venna haben dem Papste einen Petstuhl verehrt, in dem

Brillanten eingefügt sind. Du sollst nicht Schätze sammeln auf Erden!

In der sizilianischen Halle der Bibliothek, die Sixtus V. geschaffen hat, sind die zwei mächtigen Skandelaber zu sehen, die bei der Krönung Napoleons I. gebrannt haben, hier auch die allerälteste Bibel, der Codex Vaticanus, die aus dem vierten Jahrhundert nach Christo stammt, hier auch Handschriften des Aeneas von Virgil, eine auf dem Pergament wieder hervorgerufene Abhandlung Ciceros, die „Göttliche Komödie“ Dantes, von ihm selbst niedergeschrieben, und mitten unter dieses Allerwertvollste greift der Protestbrief des Mönches Martin Luther an den Papst. Welch unermeßliche Schätze!

Im selben Saale sind auch noch das Taufbecken zu sehen, in dem der Sohn Napoleons III. getauft wurde, ein Akt, den Papst Pius IX. selbst vornahm, dann das größte Stück Malachit, das es auf der Welt gibt, ein Riesenkumpen, der, kunstvoll gefast, von dem russischen Fürsten Demidow dem Papst geschenkt wurde. Das Stück repräsentiert einen Wert von 750 000 Schweizerfranken. Die Kreuzigungszene Christi, ausgeführt in Meißener Porzellan, ein Geschenk des letzten sächsischen Königs; dann noch ein herrliches Weibchen, ein Denkmal österreichischer Kunst, gleichfalls ein Geschenk des Kaisers Franz Josef an den Papst; dann das größte Stück Achat, das je gefunden wurde — ein Geschenk der Bewohner Montevideos —; dann sind hier eine getreue Kopie der Stephanskronen, der reichgestickte Mantel Karls des Großen, ein Modell des Münsters von Padua, in Gold und Brillanten ausgeführt, und noch tausend andere Kostbarkeiten.

Ein Stück dunkelster Papstgeschichte lebt auf, als wir in die Säle kommen, die Alexander VI. bewohnte, der Vater, und wie die Sage geht, Geliebte der vielbesungenen schönen Lucretia Borgia. Nicht nur die herrlichen Gemälde aus der Schule Raffaels sind hier erhalten, in einem Glaschrank sind auch noch die vergifteten Waffen zu sehen, deren sich diese Reiter der schlimmsten Zuchlosigkeit bediente, um Gegner aus der Welt zu schaffen.

### Papst und Kardinal als Höllensfürsten.

Von hier führt der Weg in die sizilianische Kapelle mit ihrem überwältigenden Schmuck, mit den Werken des unsterblichen Michelangelo, mit seinem jüngsten Gericht nach Dantes Hölle, in welchem Bilde der große Künstler einen kleinen Kardinal als Höllensfürsten mit Felsöhren und Schlangengeiß verewigte, der ihn übel wollte. Diese Verewigung eines böswilligen Nachhabers im Vatikan hat übrigens ein Seitenstück. Guido Reni hat in der Kapuzinerkirche dem Papste Clemens VII auf einem Bilde Teufelsgestalt gegeben. Dafür können Verehrer dieses Papstes auch sein riesenhaftes Mosaikbildnis in der Pauluskirche sehen, wie das aller übrigen Päpste von dem ersten „Papste“ Petrus angefangen bis auf den heutigen Tag. Tritt man etwas zurück, dann bleiben die Augen des zweiten Papstes, des heiligen Petrus, so eigentümlich auf. Als Augensterne sind in das Mosaik Brillanten gesetzt.

### Das römische Rom und das fascistische.

So viel ist zu schauen in dem katholischen Rom, daß man für das „römische“ Rom, für die Denkmäler aus allen Tagen kaum Zeit gewinnt und auch in das dritte Rom, in das fascistische, nur zwischendurch einen Blick werfen kann. Aber die wenigen Blicke, die man in das fascistische Rom werfen kann, sie sind gerade an diesen Stellen, wo alte Kultur und neue fast unvermittelt in eins zusammenfließen, doppelt schmerzhaft. Ueber alle

Kultur hinweg ist im Faschismus die Peitsche Trumpf. Da begegnet uns irgendwo — es ist gerade der Tag der Gründung Roms, der faschistische Feiertag, an dem sie dank der Angstgeföhle der Bevölkerung, auch allgemeine Arbeitsruhe und Geschäftssperre durchgesetzt haben — ein Zug der jungen Schwarzhemden. Voran eine Knabenkapelle, in der acht- bis zehnjährige Profetarierbuben während des Marsches auch Blasinstrumente spielen müssen, sehr zum Schaden für ihre jungen Lungen. Ihnen voran marschiert ein Mann mit einer mächtigen gestochenen Peitsche. Dann kommt eine Faschistenabteilung in Reih und Glied, dann eine zweite Musikkapelle — diese von älteren gebildet — und den Schluß macht eine Peitschengarde, eine Gruppe junger Schwarzhemden in Bierereisen. Jeder dieser Jünglinge trägt eine Reit- oder Hundepeitsche. Von den Façades der Volkshäuser trugen der römischen Republik, von den Kulenbündeln, die die Macht der Einigkeit darstellen sollten, nehmen Roms jüngste Herren ihren Namen her, aber ihr Symbol ist die Peitsche!

An der Stelle des Liberators, aber, wo der edle Matteotti ergriffen wurde, steht ein „Geheimer“ und wartet den ganzen Tag, ob es nicht etwas zu beobachten gibt. Als wir, des Adlen gedenkend, die Stätte betreten, bleiben wir wohl unbehelligt, aber die Nummer des Wagens, der uns an die Stelle gebracht hat, notiert sich der Mann. Offenbar ein staatspolizeilicher Akt. Er paßt ausgezeichnet zu des neuen Konfils Symbol, er paßt ausgezeichnet zu der Peitsche.

### Malariaabehandlung bei Sues.

Die progressive Paralyse, jene furchtbare Erkrankung, welche sich in etwa vier bis fünf Prozent der Syphilitisinfektionen an diese Bluterkranzung anschließt und bisher als unheilbar gegolten hat, ist durch die Einführung der Fiebertherapie durch den Wiener Gelehrten Dr. Julius Wagner-Jauregg heilbar geworden. Der Gelehrte ist zuerst von der Erkenntnis ausgegangen, daß die Natur unter gewissen Umständen die Paralyse zur Heilung bringen kann, und daß es sich in diesen Fällen immer um das Ueberstehen von fieberhaften Infektionskrankheiten handelt. Zuerst versuchte er es mit der Tuberkulinbehandlung der Paralyse, ging aber später zu anderen fieberregenden Mitteln über, bis er endlich im Jahre 1917 die Malariaabehandlung begann, welche in überraschender Weise definitive Heilungen der progressiven Paralyse herbeiführte. Gegenwärtig macht Prof. Wagner-Jauregg an seiner Klinik Versuche, die Malariaabehandlung durch Impfungen mit dem Blute von Malariafieberkranken zu ersetzen und es scheint, als ob diese Behandlung die bessere sei.

Ein besonderes Augenmerk wandte der Gelehrte der Ansteckungsfähigkeit der Impfmalaria zu und vermochte mit Sicherheit festzustellen, daß die Impfmalaria nicht nur nicht ansteckend sei, sondern daß sie auch durch Stechmücken nicht übertragen werde und daß sie durch Chinin leicht unterdrückt werden könne.

Professor Styrle von der Wiener Klinik des Prof. Finger versuchte im Anschluß daran die Syphilis selbst mit Malariaabehandlung zu behandeln, wobei sich herausstellte, daß die Malariaimpfungen im Sekundärstadium der Syphilis mit Sicherheit die Krankheit heilen und den Kranken vor Rückfällen bewahren, so daß eine gewisse Ansicht besteht, daß mit Hilfe der Malariaabehandlung die Syphilis, diese furchterliche Volkskrankheit vollständig ausgelöscht werde und daß damit auch die progressive Paralyse zum Verschwinden gebracht werde.

## Allerlei.

**Der Mensch — 5,20 Franken.** Was der Mensch wert ist, hat ein amerikanischer Chemiker S. Maye in Rochester auszurechnen gesucht. Unter genauer Berücksichtigung der Rohstoffe, aus denen unser Körper besteht, kommt er zu dem eben nicht sehr sittlichen Ergebnis, daß der Mensch einen Wert von genau 99 Cent oder 5,20 Fr. hat. Das menschliche Fett reicht nach einer Wiedergabe seiner Forschungen in der „Anschauung“ zur Herstellung von sieben Stück Seife aus; aus dem Eisen läßt sich ein mittelgroßer Nagel machen; mit dem Zucker des menschlichen Körpers kann man ein kleines Salzfaß füllen, mit dem Kalk einen Hühnerstall weihen; der Phosphor liefert die Köpfe von 2200 Streichhölzern; das Magnesium reicht zu einer Dosis Magnesia; mit dem Kalium kann man einen Schuß aus einer Kinderkanone abfeuern, und Schwefel ist gerade soviel vorhanden, daß man damit einem Hund die Blöße vertreiben kann.

**Das bankrotte Christentum.** Im Jahre 1858 besiegten die Engländer die anständigen Indier. Ein eingeborener Sergeant hatte seinem Vorgesetzten, einem englischen Artillerieoffizier, das Leben gerettet und ihn mit aufopfernder Sorgfalt gepflegt. Der Offizier bewunderte den Mann und bedankte sich nur, daß er Mohammedaner sei. Auf seine Frage: „Warum wirst du nicht Christ?“ antwortete der Mann: „Ja will Christ werden, wenn eure Religion besser ist als die meine. Was ist also das Christentum?“ Der Engländer besann sich lange, konnte aber keine passende Antwort finden. „Zahib“ entgegnete darauf der Eingeborene, „du kennst deine eigene Religion nicht und du willst mich überreden, die meine dafür hinzugeben. Soll ich dir sagen, was das Christentum ist, das ich bei euren Soldaten, den englischen Soldnern, gesehen habe? Ich sehe sie in den Kasar gehen, wo sie betrügen und stehlen; ich sehe sie in die Wirtschaften laufen und sich betrinken; ich sehe sie in die Hütten eindringen und Dinge treiben, die Allah verboten hat. Wie kann die Religion gut sein, zu der sich solche Männer bekennen?“ So sprach Sala Bug, der Eingeborene; und keine Gegenrede seines Herrn vermochte ihn davon zu überzeugen, daß das Christentum besser sei als der Islam.

## Heiteres.

**Rezept.** Auf der Polizeiwache erscheint ein Mann in Radlerkleidung. — „Herr Wachtmeister, während ich mich rasieren ließ, ist mir mein Rad gestohlen worden.“ — „Haben Sie auf jemand Verdacht?“ — „Nein, aber bei derselben Gelegenheit ist mir schon einmal mein Rad gestohlen worden. Was soll ich da bloß tun?“ — „Am besten wäre es, Sie ließen sich den Bart stehen!“

In einem kleinen Orte, wo es üblich war, nach der Beerdigung eines Einwohners einen tüchtigen Lorenschmied abzuhalten, war die Frau des Schreinermeisters Schlumpfe gestorben. Der mit letzterem befreundete Rentner Kriebler hatte am Tage der Beerdigung den üblichen Kranz gespendet, aber er weigerte sich, an der Beerdigung teilzunehmen. Seine Gattin fragte: „Warum willst du denn nicht hinsehen, wo du doch mit ihm so gut befreundet bist?“ — „Ja, det es et ja eben, id bin bei die Beirådninge seiner ersten und zweeten Frau gewesen und da is et mir wirklich peinlich, wenn man sich nicht revanßieren kann.“

**Die Mutter.** Die siebenundachtzigjährige Brunnerin ist fassungslos, weil ihr Liebster John, der Hans, gestorben ist. Vierundsechzig Jahre ist er alt geworden, der Hansl, und mein, mit diesem Alter kann man zur Not zufrieden sein. Nicht aber die Brunnerin; denn sagt: „O mei, o mei, is ja aus. Muach du was hier'n! I hab's allweil g'sagt, daß i net dabon bring.“

**Es stimmt.** Bei Geheimrats war großer Maskenball. In vorgerückter Stunde klopfte eine Maske dem Kommerzienrat Goldbaum vertraulich auf die Schulter. „Nun, schöne Maske, kennst du mich denn?“ fragt Goldbaum. „Freilich, ganz gut, ich habe ja ein Kind von dir.“ Ein wenig indigniert sucht Goldbaum abzumachen. „Du meinst sicher meinen Sohn!“ „Nein,“ entgegnet die Maske, „den kenn' ich nicht besser, von dem hab' ich ja drei Kinder.“ Das ist Goldbaum denn nun doch zu viel. Energie besteht er beim Hausherrn darauf, daß die Identität dieser Person festgestellt wird. Herr Goldbaum war sehr überrascht, als nach der Demaskierung seine Schwiegertochter vor ihm stand.

**Frage.** „Welches Tier kommt dem Menschen am nächsten?“ — „Der Floh.“

## Rätsel-Gate.

**Zahlen-Rätsel.**  
 1 2 3 4 5 Landwirtschaftlicher Teilbetriebs-  
 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 20  
 21 22 23 24 25 26 27 28 29 30 31 32 33 34 35  
 36 37 38 39 40 41 42 43 44 45 46 47 48 49 50  
 51 52 53 54 55 56 57 58 59 60 61 62 63 64 65  
 66 67 68 69 70 71 72 73 74 75 76 77 78 79 80  
 81 82 83 84 85 86 87 88 89 90 91 92 93 94 95  
 96 97 98 99 100

**Landeskolonisten.**  
 Was ist es für die kleinen Leute, —  
 manches noch entbehren heute, —  
 (Wort) für einen Garten — Nicht lange auf  
 füllung warten. — Nimmt man davon  
 Zeichen fort. — Verdrießlich sind das Rätselwort

**Doppelsinnig.**  
 Eins ist im Winter unbekannt — In  
 und Flur, — In Stadt und Land, — Zwei  
 zum Spielen viel verwandt, — Eins, Zwei  
 gleichem Zwecke, — Doch leuchtet's auch  
 Blütenzeit — Aus mancher grünen Bede.

**Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:**

**Kreuzworträtsel untenstehend:**

T	O	N	D	U	R	
O	P	O	R	T	O	
D	A			E	T	
H	L			U		
E	D	U	A	R	D	
L	U	G	B	R	I	O

**Bedenkliche Mischung:** Rüge.  
**Rüdentwicklung:** Kopf, Drossel.  
**Gefahrvoll:** Sprache, Rache.  
**Guter Ratsschlag:** Posten, Röße.